

## Bemerkungen zur romanischen Baugeschichte der Kathedrale von Verdun\*

von

HANS-HERMANN RECK

Die heutige Gestalt der Verduner Kathedrale bestimmt noch immer der in mehreren Bauperioden entstandene romanische Kern (dreischiffiges, basilikales Langhaus zwischen reich gestaffelten Baugruppen aus Querhaus, Chor und Chorflankentürmen im Osten und Westen), der allerdings im 13. und 14. Jh. eingewölbt, im 14. - 16. Jh. durch Kapellenräume an den Seitenschiffen erweitert und im 18. Jh. nach einem Brand noch einmal eingreifend verändert wurde (Neugestaltung der Querhausstirnseiten, Einbruch großer Fenster in der Obergadenzone, Abbruch der Krypta zur Tieferlegung des Chorfußbodens etc.).

Alle durch Schriftquellen eindeutig belegbaren baulichen Veränderungen, also hauptsächlich die der Neuzeit und teilweise auch des späten Mittelalters, waren bereits seit der großen Baumonographie des Domherren Charles Aimond aus dem Jahr 1909 bekannt, während die Meinungen zur Periodisierung und Datierung des romanischen Kernbaus bis in jüngste Zeit weit auseinandergingen. Begründet lag diese Unsicherheit darin, daß durchweg alle früheren Autoren historischen oder kunstlandschaftlichen Fragestellungen ihr Hauptaugenmerk geschenkt hatten, ohne dabei von einer fundierten Bauuntersuchung auszugehen.

Hans-Günther Marschall, der ab 1976 im Rahmen einer von Hans Erich Kubach betreuten Dissertation die romanische Baukunst Westlothringens aufarbeiten wollte, sah sich angesichts dieser Forschungslage gezwungen, zunächst nur den Hauptbau dieses Gebietes, eben die Verduner Kathedrale, alleine abzuhandeln. Für die so zu erstellende Baumonographie nahm er sich vor, alle Ergebnisse aus dem Bauwerk selbst abzuleiten und zur Beweisführung keine Analogieschlüsse zu benutzen (S. 155). Ganz offensichtlich stand ihm dabei die von Kubach am Speyerer Dom entwickelte und inzwischen auch auf den Bamberger Dom angewandte Untersuchungsmethode vor Augen, die den jeweiligen Bau gewissermaßen quadratzentimeterweise nach Informationen abtastet und dabei alle nur erdenklichen Quellen, wie - um nur einige zu nennen - Steinmaterial, Steinbearbeitung, Steinmetzzeichen, Putz, Farbe, Dendrochronologie etc., berücksichtigt. Einer in diesem Sinne in Angriff genommenen Neubearbeitung der vorgotischen Kathedralbaugeschichte durfte man gerade in Trier mit besonderem Interesse entgegensehen. Galt sie doch nicht nur einem der wenigen, relativ gut erhaltenen Beispiele monumentalen, wahrscheinlich frühromanischen Kirchenbaus, was alleine schon Aufmerksamkeit beanspruchen konnte. Unmittelbare Bedeutung für Trier erhielt sie vor allem durch die begründete Hoffnung auf neue Erkenntnisse zur ursprünglichen Gestalt der aus dem 12. Jh. stammenden Ostanlage, die ganz offensichtlich nur wenige Jahre später dem Ostchor am Trierer Dom als Vorbild diente. Die bisherigen Rekonstruktionsversuche von L. Thormaehlen<sup>1</sup>, N. Müller-Dietrich<sup>2</sup> und J. Zink<sup>3</sup> wei-

\* Der Beitrag ist die geringfügig veränderte Fassung einer ursprünglich vorgesehenen Rezension des Buches: Hans-Günther Marschall, Die Kathedrale von Verdun. Die romanische Baukunst in Westlothringen - Teil I. - Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, Bd. 32 (Institut für Landeskunde im Saarland, Saarbrücken 1981). - Vgl. auch Trierer Zeitschr. 45, 1982, 401f.

<sup>1</sup> Ludwig Thormaehlen, Der Ostchor des Trierer Domes, der Chor der Kathedrale von Verdun und die romanischen Bauten des XII. Jh. in Trier. Phil. Diss. Freiburg 1913, M. Sch. ders., Der Ostchor des Trierer Domes. Berlin 1914.

<sup>2</sup> Norbert Müller-Dietrich, Die romanische Skulptur in Lothringen. München 1968.

<sup>3</sup> Jochen Zink, Bemerkungen zum Ostchor der Kathedrale von Verdun und zu seinen Nachfolgebauten. Trierer Zeitschrift 38, 1975.

chen stark voneinander ab und erscheinen schon deshalb als wenig zuverlässig; trotzdem wurden auf ihrer Basis nicht nur kunstlandschaftliche Zusammenhänge ermittelt, sondern sogar – von J. Zink – ein älterer, vom heutigen abweichender Zustand des Trierer Domchores postuliert.

Wer daraufhin eine erschöpfende und in sich schlüssige Klärung der genannten Schwerpunkte – frühromanischer Kernbau, Ostanlage des 12. Jhs. – erwartet hatte, wird sich von der nun vorliegenden Dissertation eher enttäuscht sehen. Einmal mehr zeigt sich, daß ein einzelner Bearbeiter – zumal wenn ihm nicht die Möglichkeit zu restaurierungsbegleitenden Untersuchungen gegeben ist – bei einem Bau solcher Größenordnung den (in diesem Falle selbst gestellten) Ansprüchen gründlicher Bauforschung nicht gerecht werden kann. In zwei Bereichen wird das besonders deutlich. Zunächst fällt die unterschiedliche Intensität der Beobachtungen am Bauwerk auf. Während alle gut sichtbaren oder frei zugänglichen Bauteile z.T. bis auf den Fugenverlauf genau beschrieben sind, können bei der Behandlung höher gelegener Partien und besonders des Inneren häufig keine eindeutigen Entscheidungen getroffen werden.

Ähnliche Probleme ergaben sich bei der Aufnahme der Steinmetzzeichen. Zwar wurde der Aufwand nicht gescheut, alle erreichbaren Zeichen im Maßstab 1 : 1 von den Quadern abzuzeichnen; da eine auch nur annähernd vollständige Aufnahme verständlicherweise nicht möglich war, kommt Marschall selbst zu dem Schluß: "Eine Auswertung dieser Aufnahmen bringt zum gegenwärtigen Zeitpunkt jedoch kein vertretbares Ergebnis" (S. 56). So verwundert es kaum, daß die aus den Steinmetzzeichen gewonnenen Argumente zur Baugeschichte nur allgemeiner Natur sein können, wie z.B. eine offenbar zeitlich bedingte Zunahme der absoluten Zeichengröße. Dafür wäre der geschilderte Aufwand sicher nicht nötig gewesen. Im Gegenteil verleitet er Marschall zu gefährlichen Zirkelschlüssen, wenn im einleitenden Kapitel über die Steinmetzzeichen behauptet wird: "Steinmetzzeichen wurden an der Kathedrale von Verdun ausschließlich an Bauteilen beobachtet, die dem Garinus-Bau (Bau III, 1136-1160) zuzurechnen sind" (S. 56), in der darauffolgenden Bauanalyse die Zuordnung von Bauteilen zu den Perioden III bzw. I/II – ausgenommen den in sich einheitlichen Ostchor – fast ausschließlich aufgrund des Vorhandenseins bzw. Fehlens von Steinmetzzeichen erfolgt. Die unzureichende Zugänglichkeit eines nicht eingerüsteten Bauwerks wird man kaum dem Autor anlasten können, doch sollten auch solche Überlegungen bei der Wahl des Arbeitsthemas eine Rolle spielen.

Ein zweiter, noch weitaus gewichtigerer Mangel zeichnet sich auf dem Feld der Dokumentation, vor allem der zeichnerischen Dokumentation ab. Erst eine gründliche Dokumentation des Befundes macht die aus ihm gewonnenen Ergebnisse nachvollziehbar, das Fehlen einer solchen erlaubt dem Leser nur noch die kritiklose Übernahme, will er sich dem Werk nicht ganz verschließen. Gerade die Dokumentation ist im vorliegenden Falle jedoch als völlig unzureichend anzusehen. Schon die Voraussetzungen waren denkbar schlecht. Zur Verfügung standen offenbar nur einige Aufmaße – Grundrisse, Schnitte und Details – der Agence des Bâtiments de France, Verdun (ABV) und vier Ansichten des Bauzustandes im 19. Jh. für das Inventaire General Lorraine (IGL). Der Großteil dieser Zeichnungen weist einen für ergiebige Bauforschung unerträglichen Abstraktionsgrad auf, so daß Marschall sich genötigt sah, wenigstens die Ostapsis einschließlich der Nebenchorostwände selbst neu aufzumessen. Abgesehen davon, daß dieses Aufmaß nur als Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes – ohne Kennzeichnung von Befund und Ergänzung – wiedergegeben wird (Fig. 71 - 74), haben sich auch bei ihm, trotz der angestrebten Genauigkeit, wieder Maßfehler eingeschlichen<sup>4</sup>. In der von Marschall gezeichneten Ostansicht (Fig. 73) fluchten die Seitenwände der Chorflankentürme entgegen der Wirklichkeit mit denen der Nebenchöre, was um so erstaunlicher ist, als die von ihm in ihren Maßen als durchweg exakt charakterisierte Rekonstruktion Müller-Dietrichs (Fig. 69) diesen Fehler nicht aufweist.

<sup>4</sup> So liegt z.B. von den beiden Gesimsstücken neben dem Choransatz, auf die unten noch einzugehen sein wird, das nördliche laut Fig. 72 24 cm höher als das südliche, während aus dem Text nur eine Differenz von 6 cm hervorgeht (S. 153).

Am ärgerlichsten – gemessen an Marschalls eigenem Anspruch – erscheint mir allerdings die Behandlung des übrigen Baus. Während von weiten – teilweise wichtigen – Partien überhaupt keine Ansicht gegeben wird, sind für die meisten Außenansichten des Westbaus und des Ostquerschiffs saloppe Skizzen in den fortlaufenden Text eingefügt, die anhand von Fotografien angefertigt wurden und vor allem den Verlauf der Baufugen zeigen sollen. Gegen dieses Verfahren ist prinzipiell nichts einzuwenden, wenn für ein genaues Aufmaß die Möglichkeiten fehlen, die Fotografien klar und die Durchzeichnungen exakt sind sowie beide zum unmittelbaren Vergleich nebeneinander abgebildet werden, wie das z.B. die Untersuchung der Krypta unter dem Konstanzer Münster anschaulich zeigt<sup>5</sup>. Im vorliegenden Fall ist es mir hingegen weder vor dem Bauwerk selbst, geschweige denn mit Hilfe der dem Werk beigegebenen Fotografien gelungen, die Zeichnungen sicher zu verifizieren; im Gegenteil fand ich schon bei oberflächlicher Betrachtung Fehler, die an der Qualität der übrigen Darstellungen zweifeln lassen. So läuft eine in Fig. 24 angegebene Baufuge zwischen Mauerwerk, welches zu Bau II gehört, und einer vermeintlichen Ausflickung des 18. Jhs. an der Querschiffsecke tatsächlich mitten durch einen größeren Quader hindurch. In Fig. 26 wird die ganze obere Partie der südlichen Querschiffsstirn dem 18. Jh. zugewiesen, von der sich angeblich nur die im Osten anschließende Loggia als zu Bau III gehörig abhebt. Schon die ausnahmsweise einmal scharfen Fotografien dieses Bereichs (Tafel 60, Abb. 2; Tafel 64, Abb. 2) zeigen gerade hier einen der saubersten Quaderverbände des ganzen Baus: alle Lagerfugen laufen über den geringfügigen Versprung der Wandflucht hinweg. Auf der ersten der beiden genannten Fotografien läßt sich hingegen erkennen, daß der barocke Mittelrisalit zumindest nach Osten hin später in das ansonsten ungestörte Mauerwerk eingefügt wurde. Diese Beispiele wären fast beliebig zu vermehren; die Zeichnungen reduzieren sich dadurch zu nur begrenzt glaubhaften Anschauungs- und Interpretationshilfen. Wenn also auf der einen Seite eine exakte Dokumentation die Arbeit mit der jeweiligen Publikation auch ohne einen Besuch des behandelten Bauwerks ermöglichen soll, bedeutet das Fehlen einer solchen entweder vertrauensvolles Akzeptieren der dargestellten Ergebnisse oder eine aufwendige Reisetätigkeit zur Befragung des Objektes selbst. Bei einem aufrechtstehenden Bauwerk wie der Kathedrale von Verdun ist diese Möglichkeit – im Gegensatz zu einer Grabung – ja glücklicherweise immer noch gegeben.

Trotz der genannten Einschränkungen soll im folgenden versucht werden, die gesicherten Ergebnisse herauszuarbeiten und offengebliebene Fragen deutlicher zu formulieren.

Bei der Auswertung der Schriftquellen, vor allem zweier Chroniken, läßt sich Marschall stark vom Baubefund und dessen Deutung leiten. So kommt er zu einer klaren Chronologie (Periode I: Langhaus und Westbau unter Verwendung eines älteren Chores, ca. 990 - 1020; Periode II: Erneuerung des Langhausobergadens und der meisten übrigen Fenster, ca. 1040 - 1069; Periode III: Umbau der Ostanlage durch den Baumeister Garinus, 1136 - 1160), die jedoch manche Widersprüche in den Chroniken verschleiert. So wird z.B. die Nachricht, daß die Kathedrale im Jahre 1048 völlig ausbrannte und danach "a fundamento" wiedererrichtet wurde, mit der Bemerkung abgetan, daß letzteres "eindeutig dem Befund widerspricht" (S. 45). Wenn nun schon mit dem Baubefund gegen die Schriftquelle argumentiert wird, sollte man hinzufügen, daß ein größerer Brand sich in der Regel durch Beschädigungen der Quaderoberfläche zumindest an den Langhauspfeilern dokumentiert, in Verdun, folgt man dem Autor, jedoch nicht die geringsten Spuren hinterlassen hat. Wie hier liegt überhaupt eine beträchtliche Schwäche der Arbeit darin, daß häufig die Schriftquellen aus dem Baubefund bzw. der Baubefund nach den Schriftquellen interpretiert werden, ohne daß beide zuvor in sich schlüssig abgeklärt wurden. Dies fällt besonders bei der Nachricht des Laurentius von Lüttich über die Bauarbeiten unter Garinus auf, wo Marschall "ingenti aedificio" mit "Querschiff" übersetzt, nur weil ihm dieses in der Aufzählung derjenigen Bauteile, die er Periode III zurechnet, noch fehlt. Wirklich gesichert ist wohl nur, daß zwischen ca. 1134

<sup>5</sup> T. Eggenberger – W. Stöckli, Die Krypta im Münster Unser Lieben Frau zu Konstanz. Ergebnisse des Bauuntersuches von 1975. Schriften d. Vereins f. Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung 95, 1977, 1-18.

und 1144 Bauarbeiten an der Ostanlage stattfanden; alles weitere steht genauso wie die Verbindung der übrigen Daten mit erhaltenen Bauteilen auf einer weniger soliden Basis. Die von Marschall angeführten älteren Abbildungen schließlich – ein Stadtsiegel wohl des 12. Jhs. und einige Veduten des 16. – 18. Jhs. – vermögen, ihrer unzureichenden Genauigkeit wegen, kaum zur Klärung der gestellten Fragen beizutragen.

Die analysierende Baubeschreibung gliedert sich nach der postulierten Bauabfolge in drei große Abschnitte (Westanlage – Langhaus – Ostanlage) und innerhalb dieser zunächst nach Bauteilen, dann, zeitlich rückwärtsschreitend, nach den einzelnen Bau- und Umbauperioden, was allerdings nicht immer ganz konsequent eingehalten werden kann. Vorteil dieser an stratigraphischen Grabungsmethoden orientierten Vorgehensweise ist das nachvollziehbare Herausschälen der romanischen Substanz aus dem heutigen Zustand, an das sich erst in einem zweiten Schritt die Rekonstruktionsversuche anschließen. Problematisch bleibt dabei, daß es eine echte Stratigraphie an einem aufrechtstehenden Bauwerk in all den Fällen gar nicht gibt, in denen die verschiedenen Veränderungen an einer Mauerfläche sich weder berühren noch überschneiden, die zeitliche Abfolge vielmehr durch zusätzliche Kriterien erschlossen werden muß. Hinzu kommt, daß Veränderungen ja immer von einem früheren Zustand ausgehen, der zu ihrem Verständnis wichtig wäre, in der Beschreibung jedoch erst nach ihnen erläutert wird. Gerade bei einem in seiner ältesten Substanz so gut erhaltenen Bau wie der Verduner Kathedrale erscheint mir die Gliederung nach der "richtigen" Periodenfolge nicht nur vertretbar, sondern sogar sinnvoller, zumal die Darstellung auch in der von Marschall gewählten Form bereits eine aufbereitete und keine unmittelbar den Untersuchungsgang wiedergebende mehr ist.

Der älteste faßbare Kathedralbau (Bau I) bestimmt noch die heutige Anlage. Ganz zuzurechnen sind ihm der Westbau, bestehend aus Querschiff, Rechteckchor und Chorflankentürmen mit angebauten Treppentürmen in den Querschiffswinkeln, und das dreischiffige, basilikale Langhaus. Von der Ostanlage gehört mindestens noch die Querschiffswand teilweise zu Bau I; die Zäsur zum Mauerwerk der jüngeren Perioden ist hier kaum faßbar, da sie vermutlich im Bereich der Querschiffsstirnwände aus dem 18. Jh. liegt. Keineswegs für gesichert halte ich die Annahme Marschalls, die aus der Zeit vor Periode I stammende Ostanlage sei im 12. Jh. nur umgebaut worden und die vorromanische Substanz reiche zum Teil bis in die oberen Geschosse der Chorflankentürme hinauf (s. u.). Eindeutig ist auf jeden Fall, daß das Langhaus sich auch im Osten in ein wohl gleich hohes Querschiff öffnete. Erhalten sind von Bau I die Wandflächen der Westanlage in unterschiedlicher Höhe, stellenweise bis knapp unter das heutige, barocke Traufgesims, weiterhin die Langhausarkaden mit der darüberfolgenden Wandzone bis zum ursprünglichen Anschlag der Seitenschiffsdächer, ein kurzes Stück der südlichen Seitenschiffswand und – wie schon gesagt – Teile der Ostquerschiffswand. In allen Teilen ließen sich Flachdecken als ursprünglicher Raumabschluß nachweisen. Die Abmessungen und damit die Gesamtproportionen von Bau I sind aus dem erhaltenen Bestand eindeutig abzulesen bzw. zu erschließen, während für die ursprünglichen Öffnungen – Portale und Fenster – keine Anhaltspunkte vorliegen. Einer möglichen Einordnung der vorhandenen Detailformen, vor allem einer größeren Anzahl von Profilen, geht der Autor nicht nach, da er sich auf die Klärung der Baugeschichte beschränken möchte und Formvergleiche beim derzeitigen Forschungsstand nicht für sinnvoll hält (vgl. dazu seine Schlußbemerkungen S. 155 - 157).

Die dendrochronologische Untersuchung mehrerer Holzteile – meist Resten von Schalbrettern – aus dem untersten Geschoß des nordwestlichen Treppenturms brachte in immerhin drei Fällen eine sichere Datierung, wenn auch leider ohne Waldkante. Doch dürfte die geringe zeitliche Streuung – ein Schalbrett 996, zwei weitere 998 – darauf hinweisen, daß nicht allzu viele Jahresringe verlorengegangen sind. Aus der Verknüpfung dieses Ergebnisses mit der Lage der Schalbretter unter der Wendeltreppengewölbung kommt Marschall zu dem Schluß, "daß die Außenmauern des Bauwerkes in diesem Bereich um das Jahr 1000 eine Höhe von etwa 10 m erreicht hatten" (S. 54) – sicher eine Überinterpretation des

Befundes. Festzuhalten bleibt jedoch, daß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um oder kurz nach 1000 Bauarbeiten im Bereich der Westanlage stattfanden.

Weitreichende Veränderungen erfuhr der beschriebene Kathedralbau laut Marschall in einer zweiten Periode durch die Neuaufmauerung des Mittelschiffobergadens und den Einbruch neuer Fenster in der Westquerschiffostwand. Da Marschall die völlige Fertigstellung von Bau I unter Bischof Haymo (bis 1024) voraussetzt, erklärt er den Abbruch des alten Obergadens aus den Beschädigungen des Jahres 1048, wenn sich dies auch nicht mehr nachweisen läßt: "die Brandspuren wurden mit dem Wiederaufbau restlos beseitigt" (S. 102). An anderer Stelle möchte er den durch seine rautenförmigen Schmuckfelder hervorgehobenen Obergaden allerdings Bischof Richard (1040-1046) zuweisen, wobei er sich auf die Chronik des Bertarius beruft (zit. S. 175, Anm. 42.4: "... parietes ecclesiae decorans, interiores ..., exteriores ornamentis decentibus"). Als Beweis für einen vorherigen Abbruch nennt er zwei an das Westquerschiff anschließende abgetreppte Mauerzungen, die sich noch heute deutlich vom übrigen Obergadenmauerwerk abheben und sicher mit dem Westbau im Verband stehen. Diese "Sicherheitspfeiler" sollten die Standfestigkeit des Querschiffs gewährleisten, weshalb sie nach Marschall ursprünglich auch im Osten vorhanden gewesen sein mußten, wo sie jedoch durch die Bauarbeiten des 12. und des 18. Jhs. beseitigt wurden.

Für die geschilderten Befunde bietet sich nach meiner Ansicht noch eine andere, von Marschall nicht in Erwägung gezogene Erklärung an: In der ersten Bauphase wurde zwar der Westbau völlig, das Langhaus einschließlich der Ostquerschiffwestwand aber nur bis in Höhe der Seitenschiffsdächer fertiggestellt, der Obergaden also erst in einer zweiten Bauphase begonnen. Die "Sicherheitspfeiler" stellten in diesem Falle die Grenze der ersten Bauphase im Obergadenbereich dar, das Fehlen ihrer Pendanten im Osten müßte nicht auf spätere Eingriffe zurückgeführt werden. Die im Westquerschiff nachträglich eingebrochenen Fenster, die denen des Obergadens vollkommen entsprechen, wären dann ein Hinweis auf eine Planänderung zwischen den beiden Bauphasen, nach der die bereits bestehenden Teile den neuen angeglichen wurden.

Obwohl auf eine Klärung von Detailfragen im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden kann, müssen hier noch zwei Problembereiche zur Sprache kommen, die mit der weiteren Baugeschichte, dem Chorbau der Periode III, in engem Zusammenhang stehen. Zum ursprünglichen Baubestand der Periode I gehören zwei hohe Nischen in der Ostwand des Westquerschiffs, deren Rückwände außen, zwischen den Seitenschiffen und den Querschiffsecken, geringfügig vor die Wandflucht vortreten. Diese Rückwände stehen eindeutig mit ihrer Umgebung im Verband und weisen zudem das nur an Bau I vorkommende Kleinquadermauerwerk auf (Taf. 23, Abb. 1). Trotzdem rechnet Marschall sie aufgrund einiger einfacher Steinmetzzeichen zu den Bauarbeiten der Periode III und rekonstruiert – ohne den geringsten Anhaltspunkt – als ursprünglichen Zustand eine dünne, in die Nischenöffnung eingestellte Mauer, die sowohl innen als auch außen eine flache Blendnische sichtbar gelassen hätte. Solange das Auftreten von Steinmetzzeichen allgemein und speziell in Verdun nicht gründlicher untersucht ist, dürfte es schwerfallen, allein mit diesem Kriterium gegen einen gewichtigen Baubefund zu argumentieren. Außer den Steinmetzzeichen und der Tatsache, daß Marschall die beidseitige Nische als Vorbild für seine Rekonstruktion des Ostquerschiffs braucht, spricht nämlich nichts für eine Veränderung des ursprünglichen Zustands an dieser Stelle.

Ein zweites Problem stellt für Marschall das sogenannte "Verduner Profil" dar, ein Gesims, das in Höhe des Seitenschiffdachanschlags ohne Unterbrechung um den ganzen Bau herumläuft. Da er von vornherein ausschließt, daß die gleiche Profilform über drei Bauperioden hinweg beibehalten wurde, sie aber am Chor der Periode III immer noch auftritt, muß – lt. Marschall – das Gesims an den älteren Bauteilen, zumindest an denen der Periode I, nachträglich eingesetzt worden sein. Trotz mehrfacher diesbezüglicher Behauptungen konnte ich an allen zugänglichen Teilen der Kathedrale nur die offenkundige Gleichzeitigkeit von Gesims und Wandfläche feststellen. Die öfters angeführte Paßschicht unter dem

Gesims kann nicht als Beweis für einen nachträglichen Einbau gelten, da die horizontale Verlegung eines Gesimses in ansonsten frei hochgemauertem Kleinquadermauerwerk auf jeden Fall eine Ausgleichsschicht benötigt. Auch hier spricht also der Baubefund zumindest nicht zwingend gegen eine Entstehung in Periode I.

Die Ostanlage setzt sich aus dem Querschiff, einem Chorjoch mit zweijochigen Nebenchören und dem polygonalen Chorschluß zusammen. Über den Nebenchören liegen ebenfalls zweijochige Kapellenräume, aus deren westlichen Jochen sich oberhalb der Dachzone heute weitgehend abgetragene Türme entwickelten. Das Niveau des Chores und der Nebenchöre ist über einer dreischiffigen Hallenkrypta mit entsprechenden Seitenräumen erhöht, die im 18. Jh. beseitigt und erst 1922ff. nach den vorgefundenen Resten wiederhergestellt wurde. Die ganze Anlage macht einen ausgesprochen einheitlichen Eindruck und fügt sich als Gegengewicht zum Westbau sogar so harmonisch in das Gesamtkonzept der Kathedrale ein, daß die Zäsur zwischen älterem und jüngerem Baubestand – der Chor stammt nach den Schriftquellen aus dem 2. Drittel des 12. Jhs. – ohne gründliche Untersuchung nicht erkennbar ist.

Da die Chronik des Laurentius von Lüttich, die über den Bau berichtet, in der betreffenden Passage Fehlstellen aufweist – die interpretierende Übersetzung Marschalls vermag nicht zu überzeugen –, ist unklar, ob unter Baumeister Garinus die Ostanlage völlig neu errichtet oder nur eine bestehende umgestaltet wurde. Marschall nimmt aufgrund seiner Untersuchungen letzteres an, bemerkt aber im einführenden Kapitel zur Ostanlage: "Die unter Garinus in der Bauphase III durchgeführten Arbeiten greifen so stark in die Substanz von Bau I und Bau II ein, daß diese an nur wenigen Stellen noch zweifelsfrei herauszutrennen sind, und zwar einmal in der Westwand des Querschiffs, zum anderen in den zweiten Obergeschossen der Türme" (S. 108). Daß die Querschiffswand – bedingt durch den Bauablauf – tatsächlich teilweise zum Bestand der Periode I gehört, wurde bereits bei der Behandlung des Langhauses erläutert. Gründe für eine "zweifelsfreie" Zuweisung von Teilen der Turmobergeschosse – es handelt sich dabei eigentlich um die äußere Mauerschale der die Turmräume begrenzenden Chor- und Querschiffswände – findet der Leser in der anschließenden Einzelbeschreibung. Als wichtigsten Beleg nennt Marschall "die gänzlich andere Art der Steinbearbeitung und Mauertechnik im Vergleich zum sonstigen Mauerwerk am Bau" (S. 134), ein weiteres Argument sieht er im Fehlen von Kämpferprofilen in den Öffnungen zwischen Turmräumen und Querschiff, wiederum einmalig am ganzen Bau. Ob nun solche Abweichungen ausreichen, die für die Konzeption der Ostanlage entscheidende Annahme eines älteren Kerns zu stützen, darf nach meiner Ansicht bezweifelt werden. Erst recht gilt dies für die Suche Marschalls nach weiteren Resten des Vorgängerbaus, wobei seine Zuweisungen in der Regel auf dem Fehlen von Steinmetzzeichen beruhen. Überhaupt nimmt die Bauausscheidung an Querschiff und Chorjoch derart abenteuerliche Formen an, daß eine Auseinandersetzung mit ihr kaum sinnvoll erscheint. Ein Beispiel für die Fülle unbegründeter Hypothesen und Spekulationen sei jedoch zur Verdeutlichung genannt.

Die Querschiffswand wird an beiden Enden von einem Portal durchbrochen; das südliche ist heute durch einen Anbau verdeckt, das nördliche zeigt nach seiner im 20. Jh. erfolgten Freilegung wieder den ursprünglichen Zustand. Beide Portale liegen außen in hohen Nischen, die denjenigen im Westquerschiff gleichen. Die Abweichung der Portalachsen von den Nischenachsen ist für Marschall bereits ein "erster Hinweis" auf Planänderungen bzw. auf die Einbeziehung älterer Bausubstanz<sup>6</sup>.

Anhand einer nicht näher beschriebenen "Ausflickung" über der Innenseite des Nordostportals – gemeint sind offenbar einige von der Wiederherstellung nach 1918 stammende Quader –, ansonsten aber ohne den geringsten Beleg, rekonstruiert Marschall für das Querschiff des Vorgängerbaus innere Blendnischen nach dem Vorbild des Westquerschiffs, zu denen in einem ersten Abschnitt der dritten

<sup>6</sup> Schon der Begriff "Unordentlichkeit" zur Charakterisierung der geschilderten Situation wirft ein bezeichnendes Licht auf Marschalls Vorstellungen von mittelalterlicher Architektur.

Bauperiode durch Anfügen von Strebepfeilern an den Querschiffsecken und von Treppentürmen im Winkel zu den Nebenchören gleichgroße Außennischen hinzutreten, während in einem zweiten Abschnitt die Portale eingebrochen und die inneren Nischen vermauert wurden. Diese abwechslungsreiche Baugeschichte entbehrt nicht nur jeglicher Grundlage, im Gegenteil gibt es genug Hinweise auf eine einheitliche Entstehung der ganzen Partie. Genannt sei nur, daß das Mauerwerk links und rechts des Portals die Schichthöhe der Kämpferplatten über den Gewändekapiteln aufnimmt (vgl. Taf. 76), eine bautechnische Lösung, die bei nachträglicher Einfügung des Portals ausgeschlossen wäre. Hier wie auch an allen anderen Stellen kommt man bald zu dem Ergebnis, daß die Argumente Marschalls nicht ausreichen, den völligen Neubau der Ostanlage im 12. Jh. glaubhaft zu widerlegen.

Das Problem der zeitlichen Einordnung stellt sich nicht beim Chorschluß, der auch nach Marschall bis auf spätere Veränderungen einheitlich aus dem 12. Jh. stammt. Die Schwierigkeit besteht hier vor allem darin, den ursprünglichen Zustand der im 14. Jh. neugebauten oberen Partien aus den vorgegebenen Anhaltspunkten zu erschließen. Schon früher wurde wegen der Bedeutung der polygonalen Apsis für alle Nachfolgebauten öfters der Versuch einer Rekonstruktion unternommen (s. o.). Die kritische Auseinandersetzung mit diesen Rekonstruktionsvorschlägen (S. 145 - 149) ist einer der erfreulichsten und erfrischendsten Abschnitte der ganzen Arbeit. Mit analytischer Schärfe und einer ganzen Fülle eigener, präziser Baubeobachtungen weist Marschall die unglaublichsten Flüchtigkeitsfehler in der bisherigen Behandlung der Ostanlage nach, die selbst namhaften Wissenschaftlern unterlaufen sind. Schade nur, daß es in seiner eigenen Arbeit kaum anders aussieht. Dies gilt eingeschränkt sogar für seine Rekonstruktion der Ostapsis, wenn sie auch eine Reihe bisher nicht beachteter Befunde mit einbezieht. Wegen ihrer Bedeutung für Trier soll auf sie etwas ausführlicher eingegangen werden.

Erhalten hat sich von der Apsis außer der Krypta nur die unterste, mit breiten Strebepfeilern besetzte Wandzone, die mit einem kräftigen, attisch profilierten Gesims abschließt. Die beiden westlichen, wesentlich schlankeren Strebepfeiler sind, wie auch Marschall bemerkt, "nicht gleichzeitig mit dem Mauerwerk des Polygons hochgeführt worden" (S. 142). Er zieht daraus jedoch nicht etwa die naheliegende Konsequenz, daß es sich bei ihnen um spätere Hinzufügungen handelt, sondern hält sie im Gegenteil für die ursprüngliche Form, gegenüber der die vier östlichen schon eine - allerdings bereits während des Baus erfolgte - Abänderung darstellen. Der nahezu vollständig beseitigte Oberbau hat an drei verschiedenen Stellen seine Spuren hinterlassen: Zum einen den Anschlag des Apsisdaches am höheren Chorgiebel, dann zwei Zugänge von den Kapellen über den Nebenchören zu einem Laufgang, der wohl auf großen Blendbögen, von denen ebenfalls Ansätze erhalten sind, über der Fensterzone der Apsis vorragte, und schließlich im Inneren Reste einer Wandgliederung am Apsisansatz. Marschall rechnet außerdem die oberen Partien der Strebepfeiler zum Bestand des 12. Jhs., da die heutigen spätgotischen Fenster eindeutig in bereits vorhandenes Mauerwerk eingesetzt wurden. Dem widersprechen aber nicht nur ihre schlanke Form und die Verwendung von Wasserschlägen, die beide kaum im mittleren 12. Jh. unterzubringen sind. Ein weiteres Argument gegen ihre Zugehörigkeit zum ursprünglichen Baubestand ist die gleichartige Ausführung bei allen sechs Strebepfeilern, d. h., oberhalb des attischen Gesimses unterscheiden sich die vier östlichen nicht mehr von den beiden - doch wohl nachträglich angefügten - westlichen. Ganz eindeutig wird der Sachverhalt im ersten südlichen Wandabschnitt: Das nachträglich eingesetzte Fenster hebt sich nach Westen durch eine unregelmäßige Fuge von älterem Mauerwerk ab, das mit der Vermauerung der Laufgangtür im Verband steht. Die Aufgabe des Laufgangs und der Einbau der heutigen Fenster erfolgten also in zwei unterschiedlichen Umbauphasen, und da die Strebepfeiler nicht die geringsten Spuren der Laufgangblendbögen aufweisen, sondern in sauberem Quaderverband vom attischen Gesims bis zum Abschluß durchgehen, können sie nur der ersten Umbauphase angehören. Marschall mußte erkennen, daß der Baubefund seiner Deutung - Rekonstruktion des Laufgangs und Datierung der Strebepfeiler in das 12. Jh. - widerspricht. Wohl deshalb zieht er sich in einer Anmerkung geschickt aus der Klemme: "Für die weitere Begründung der Rekonstruktion der Apsis werden die über dem attischen Gesims liegenden Teile der Stre-

bepfeiler nicht mehr herangezogen, da deren genaue Untersuchung nicht möglich war. Aus Kostengründen konnte nur ein Strebepfeiler (G13) eingerüstet werden, bei den übrigen mußte die Beobachtung vom Boden aus erfolgen“ (S. 192, Anm. 150.1). Hierzu ist zu bemerken, daß man bereits vom Boden aus die Einheitlichkeit der oberen Strebepfeilerpartien eindeutig erkennen kann.

Sicher rekonstruieren lassen sich aus den vorhandenen Spuren nur die Traufhöhe und die ungefähren Proportionen des Wandauffrisses. Im Gegensatz zu allen früheren Autoren kann Marschall glaubhaft nachweisen, daß das Traufgesims in Höhe des "Verduner Profils" lag. Die zwischen attischem Gesims und Traufe verbleibende Wandfläche erlaubt mit ihrer Höhe von etwas über sieben Metern – im Text werden 7,25 m genannt (S. 150), der Aufriß zeigt 7,45 m (Fig. 72) – bequem die Aufteilung in ein etwas höheres Fenstergeschoß und den niedrigen Laufgang, dessen Niveau sich aufgrund der Treppen in den Zugängen ungefähr, wenn auch nicht so genau wie bei Marschall, festlegen läßt. Alles weitere beruht letztlich wieder auf unbeweisbaren Vermutungen, so vor allem die Gliederung der Fensterzone, deren Höhe im Inneren Marschall in etwa aus den erhaltenen Resten erschließen kann, deren Detailgestaltung jedoch größtenteils eine Übertragung der Verhältnisse in der Krypta nach oben darstellt, und die Ausbildung des Laufganges, wobei Marschalls Rekonstruktion mit einzelnen Fensteröffnungen in der ansonsten geschlossenen Außenwand sicher falsch ist, da die Quaderflächen der Kapellenostwände über den Laufgangtüren bis zum Apsisansatz reichen (im Norden sogar mit Steinmetzzeichen auf der Ansichtsfläche), die Einbindung von Wänden also ausschließen<sup>7</sup>. Eine Beurteilung der z.T. recht detaillierten Rekonstruktion fällt schon deshalb schwer, weil die nach Marschalls Aufmaß angefertigten Zeichnungen (Fig. 71 und 72) sich stellenweise voneinander unterscheiden und auch nicht mit den Befundskizzen wie z.B. Fig. 39 übereinstimmen; Fig. 71 ist außerdem ein falscher Maßstab beigegeben, der eine Überprüfung noch mehr erschwert.

Zieht man das Resümee aus der gesamten Arbeit, so ist ein von Marschall selbst formuliertes Ziel sicher erreicht: "Die Kathedrale von Verdun aus der kunstgeschichtlichen Vergessenheit herauszuholen und ihr den Platz in der Reihe der großen Bauwerke einzuräumen, der ihr dort zusteht" (S. 155). Über die bisherige Literatur hinausgehend und diese korrigierend kommt Marschall zu einer dreiperiodigen relativen Chronologie des romanischen Baus, bei der allerdings offenbleibt, ob Periode II tatsächlich schon eine Veränderung des fertigen oder nur die Fortführung des unvollendeten Baus darstellt und weiterhin ob der Chorbau aus Periode III wirklich ältere Teile miteinbezieht. In der absoluten Chronologie existieren nur für Periode III gesicherte Daten, aber auch für Periode I dürfte eine zeitliche Eingrenzung anhand der dendrochronologischen Untersuchung möglich sein, obwohl bei der eng begrenzten Herkunft der Holzproben die Wiederverwendung älterer Bausubstanz – vorstellbar wäre z.B. eine spätere Ummantelung der vorhandenen Treppentürme, wie noch im 18. Jahrhundert in Fulda geschehen – nicht ganz ausgeschlossen werden kann. Schließlich ließen sich die früheren Zustände aller Bauteile in groben Umrissen ermitteln, während bei der Detailgestalt die meisten Fragen offenbleiben. Insgesamt hat die Arbeit Marschalls also – trotz ihrer Schwächen – unsere Kenntnis über dieses wichtige Bauwerk ein Stück weitergebracht, wenn wir von einer endgültigen Klärung der romanischen Baugeschichte auch noch weit entfernt sind.

*Hans-Hermann Reck M. A.  
Alkuinstraße 30  
5500 Trier*

<sup>7</sup> Möglich erscheint deshalb nur die schon in den Rekonstruktionen von Müller-Dietrich und Zink angegebene Zwerggalerie mit flachem Abschluß, wie sie heute noch an der Apsis der ehem. Stiftskirche St. Simeon in Trier (Porta Nigra) erhalten ist.